



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 17/3 (1990)

DOI: 10.11588/fr.1990.3.54306

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

klaren These, jener, daß zwischen 1890 und 1914 in Frankreich nahezu alle Faktoren und Vorarbeiten für die Ausbildung einer selbständigen und im modernen Sinn wissenschaftlichen Politikwissenschaft gegeben gewesen seien – und nicht erst nach der Konstitution einer eigenen politikwissenschaftlichen Disziplin in Frankreich nach 1945 –, daß jedoch zwei Faktoren zu einem vorübergehenden Absterben dieser Entwicklung in der Zwischenkriegszeit geführt hätten, die beherrschende Stellung der »Sciences-Po« mit ihrer Ausbildungsbezogenheit einerseits und das Monopol, das die Durkheim-Schule im gleichen Zeitraum in der französischen Soziologie damit errang, daß sie die Politik und die Ansätze zu einer politischen Soziologie aus dem soziologischen Themenfeld auszugrenzen verstand. Erst nach dem Zusammenbruch beider Monopole kam es daher, und zwar, wie der Autor in Schlußteil nachweist, bereits ab der Mitte der 1930er Jahre, in Frankreich zur Ausbildung der Politikwissenschaft als einer eigenen modernen Sozialwissenschaft.

Die in diesem Rahmen erfaßten Entwicklungstendenzen einer Wissenschaft von der Politik reichen vom frühen 19. Jh. bis zur Gegenwart. Für die Geschichte der Julimonarchie und der Zweiten Republik von 1848 etwa ist neben den Wissenschafts-Klassifikationen von Comte, Ampère und Cournot die Rolle äußerst aufschlußreich, die Guizot bzw. das von ihm um 1833 geschaffene Modell einer Verbindung von Gesellschaftswissenschaften und Regierungstechnik bei der Gründung und Etablierung der »Sciences-Po« spielte, bzw. der gescheiterte Versuch Carnots, die 1848 kurzfristig bestandene Vorform der heutigen »ENA« zur Verhinderung des Monopols der »Sciences-Po« im Jahr 1875 wieder ins Leben zu rufen. In weiterer Folge legt Pierre Favre detailreich die Themen und die wissenschaftspolitischen Tendenzen der französischen Proto-Politikwissenschaft von 1880 bis 1914 dar, wobei der Wahrung der Vorrangstellung der philosophischen Konzeption einer Wissenschaft von der Politik gegenüber der kameralistischen, rechtswissenschaftlichen und massenpsychologischen (Le Bon, Tarde) eine besondere Rolle zukommt, dann der französischen Stärke einer besonders aktualitätsnahen Politikwissenschaft aus dem Kontext des demokratischen Lebens der Dritten Republik heraus sowie den ohne Folgetradition verbliebenen Ansätzen von Gabriel Tarde und André Siegfried, dessen »Tableau politique de la France de L'Ouest« von 1913 der Schlußteil gilt. Für die deutsche Geschichte wieder ist an dem für eine Geschichte der Politikwissenschaft in Frankreich grundlegenden Werk der Umstand bedeutsam, daß die Gründung der »Sciences-Po« 1871 eine unmittelbare Folge des Eindrucks war, der deutsche Sieg von 1870 sei nicht zuletzt auf einen Vorsprung im politikwissenschaftlichen Bereich zurückzuführen gewesen.

Robert FLECK, Paris/Wien

Monique HIRSCHHORN, Max Weber et la sociologie française, Paris (Editions L'Harmattan) 1988, 229 S.

Max Weber ist – um es gelinde zu formulieren – in Frankreich reserviert aufgenommen worden: zu Lebzeiten weitgehend ignoriert, wurde seine Protestantismus-Studie in den 20er Jahren v. a. von historiographischer Seite kritisiert, eine systematische, die theoretischen Voraussetzungen und begrifflichen Grundlagen des Weberschen Œuvre erschließende Rezeption kam erst durch R. Aron in den 30er Jahren in Gang. Die Vorherrschaft von Marxismus, Existentialismus und Strukturalismus als »Großideologien« in den 50er und 60er Jahren hat eine breitere Kenntnis M. Webers innerhalb der französischen Intellektuellen weiter erschwert. Die französischen Übersetzungen (die erste stammt aus dem Jahr 1959!) bieten nach wie vor ein nur unvollständiges Bild von M. Webers Werk und haben – mit Ausnahme der »protestantischen Ethik« und »Wissenschaft als Beruf« – nur einen sehr begrenzten Käufer- und Leserkreis gefunden. Erst Neuansätze in der Soziologie der 60er Jahre (Bourdon, Bourdieu) haben M. Weber als einen »Klassiker« des modernen soziologischen Denkens wiederentdeckt und seine Konzepte für aktuelle Forschungsansätze zu nutzen versucht.

Dieser Geschichte einer immer wieder erschwerten, ja blockierten Aufnahme Webers in den französischen Sozialwissenschaften geht die Studie der Soziologin Monique Hirschhorn nach: Sie liest die Schwierigkeiten der französischen Soziologen, sich produktiv mit dem Werk M. Webers auseinanderzusetzen, als Ausdruck der Entwicklungsprobleme ihres Faches. Hirschhorn gliedert ihre kritische Rezeptionsgeschichte in vier Etappen: in einem sehr kurzen Eingangskapitel beschäftigt sie sich mit dem Schweigen der Durkheim-Schule zum Werk M. Webers, doch bleibt diese vergleichende Skizze insofern unbefriedigend, als sie die Distanz der Durkheim-Schule zum Werk Webers nicht in ihren wissenschaftsgeschichtlichen Grundlagen rekonstruiert: Das Bild divergierender »soziologischer Schulen und Denkrichtungen« wäre zu ergänzen durch die Analyse der ganz anders gelagerten Fächerkonstellation, in der Durkheim und Weber ihre konkrete Forschungsarbeit vollzogen: Nationalökonomie als Kulturwissenschaft im Sinne Webers und Soziologie im Sinne Durkheims blieben zwei benachbarte, aber im Wissenschaftsfeld jeweils ganz anders situierte Entwürfe von »Sozialwissenschaft«.

Die zweite Etappe bildet die Auseinandersetzung mit M. Weber in der Soziologie der Nachkriegszeit: Die persönliche Konkurrenz und der konzeptionelle Gegensatz zwischen R. Aron und G. Gurvitch bestimmten in dieser Phase ganz wesentlich die Weber-Diskussion. Der erklärten »Wahlverwandtschaft« R. Arons zum soziologischen Denken M. Webers setzte G. Gurvitch eine pauschale und prinzipielle Ablehnung entgegen. Entsprechend der Ausbildung und Orientierung der beiden Antagonisten blieb die Debatte entsprechend sozialphilosophisch abstrakt: Webers Position im Werturteilsstreit, das Problem des Historismus und schließlich Nietzsches Erbe wurden zu zentralen Themen in Kontroversen, an denen sich von einem marxistischen bzw. existentialistischen Ansatz aus Merleau-Ponty und L. Goldmann beteiligten. Im Mittelpunkt der französischen Diskussionen der 50er Jahre stehen geschichtsphilosophische Fragestellungen, die in hohem Maß durch die politischen Optionen der Beteiligten geprägt sind: für längere Zeit bleibt damit das Werk M. Webers – eng verbunden mit dem Namen des »rechten« R. Aron – für eine am Marxismus orientierte linke Intelligenz uninteressant, ja politisch suspekt. Jene Soziologen, die wie R. Boudon oder P. Bourdieu seit den 60er Jahren eine andere, verstärkt fachbezogene und methodenorientierte Weber-Diskussion führten, verstanden ihre Rückkehr zu einem soziologischen »Klassiker« zugleich auch als Mittel, um mit dem sozialphilosophischen Erbe der französischen Soziologie zu brechen und das Fach selbst auf eine sicherere methodologische und empirische Grundlage zu stellen. Die Webersche Handlungstheorie ist dabei für einen Teil der französischen Soziologie zu einem wichtigen Korrektiv objektivistischer, strukturalistischer Denkmodelle geworden. Hirschhorns kurzer Überblick über die Rezeption M. Webers in Forschungszweigen wie Religions-, Organisations- oder politischer Soziologie zeigt jedoch, daß neben dem globalen Bezug auf den »Klassiker« Weber die konkrete soziologische Forschungsarbeit in Frankreich nach wie vor durch große Distanz zum Werk M. Webers gekennzeichnet ist. Wenn die Autorin wiederholt von der »Allergie« der französischen Sozialwissenschaftler und Historiker, wie ein kurzer Verweis auf die Annales-Schule und v. a. Braudel deutlich macht, gegenüber M. Weber spricht, so zeigt sie damit an einem konkreten Fall, wie sehr der intellektuelle Austausch zwischen Deutschland und Frankreich auch in der jüngsten Zeit geprägt bleibt durch Divergenzen der Denktraditionen, deren Wirkungen durch die stärkere Öffnung beider Länder für angelsächsische, voran amerikanische Einflüsse eher verschärft worden sind, insofern sie das Interesse an einer vertieften Kenntnis dieser Traditionen hat geringer werden lassen.

LUTZ RAPHAEL, Darmstadt